

Heike Herzog

**DENN NACH EINEM SCHLAG
IST NICHTS MEHR,
WIE ES WAR**

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2020

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-086-9

Copyright (2020) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

16,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Am Ende ist es ein Anfang

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

VORWORT

Es ist der 27. April 2018. Heute, achtzehn Monate nach diesem alles verändernden Ereignis, setze ich hinter unzählige Buchstaben, die Wörter zu Sätzen werden ließen, einen allerletzten Punkt. Mag sein, dass ich gegen mehrere Regeln des Schreibens verstoßen habe. Mag sein, dass sich viele meiner Aussagen widersprechen. Mag sein, dass sich nicht für jeden die Logik des Festgehaltenen erschließt. Mag sein, dass eine erworbene Hirnschädigung mir in Form von Konzentrationsmangel sowie Störungen im motorischen Sprachzentrum Grenzen setzt. Mag alles sein. Doch es ist egal. Mir egal. Und es ist unwichtig. Für mich. Maßgeblich ist, dass mich all das zu Papier Gebrachte vor dem endgültigen Versinken rettete. Denn das Schreiben dieses Buches schenkte mir die Möglichkeit, mich endlich kennenzulernen. Ich fand Wurzeln, Gründe für das Geschehene und sah mich an Kreuzungen stehen, deren zielgerichtetes oder planloses Überqueren mein Leben entscheidend veränderte. Gar nicht so selten wurde ich getrieben von übersteigertem Ehrgeiz, der Jagd nach Trophäen, der Suche nach Anerkennung – nach Werten, die nicht die meinen waren. Erst die Auseinandersetzung mit all dem bisher Gewesenen ließ mich spüren, wie wenig es bedarf, Glück zu empfin-

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

den. Ganz unten, am Boden liegend, verlieh mir diese, meine Geschichte die Kraft aufzutauchen.

Und nun bin ich hier, endlich auf dem Weg in ein, wenn auch anderes, aber trotzdem erfülltes Leben.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Hast du es auch gefühlt? Punkt 6.04 Uhr an einem Donnerstag. Es war der 27. des Monats Oktober im Jahr 2016. Und plötzlich stand die Erde still. Das Leben hörte auf, sich wie Leben anzufühlen. Ein Moment voller Angst, Trauer, Dunkelheit, Kälte und gespürter Endlichkeit. Er ließ alles mit wahrer Liebe Erschaffene – mein hart erkämpftes Glück – in unzählige Scherben zerspringen. War nicht schon genug geschehen?

ERSTER TEIL

Geboren wurde ich in Görlitz am späten Abend des 18. August 1968. Somit war ich ein Sonntagskind.

Von irgendwoher erklang aus irgendeinem Radio das Lied „Schön war der Weg durch die Sommernacht“. Meine 19-jährige Mutter liebte es. Und vom ersten Moment an auch mich. Bedingungslos. Nicht so meinen Vater. Warum sie ihm trotzdem nur wenige Monate vor meiner Ankunft das Jawort schenkte? Die ungewollt anderen Umstände sowie die Blicke der Verwandtschaft, die in ihr das anständige Mädchen sah, ließen nur diese Antwort zu.

In den nun folgenden zehn Monaten war ich der Mittelpunkt einer Großfamilie. Neben Mama fühlten sich auch meine Großeltern, meine 23-jährige Tante und mein 13-jähriger Onkel für mich verantwortlich. Nur wenig Platz bot die Wohnung in einem Mehrfamilienhaus in der Arndtstraße. Papa lebte ebenfalls noch bei seinen Eltern in der nahe gelegenen Altstadt. 1969 zogen wir als Familie in einen seit 1949 im Süden an Görlitz angrenzenden Stadtteil. Zeitweise bis zu 10.000 Einwohner besiedelten damals die nicht einmal 5 Quadratkilometer zählende Fläche Weinhübels. Die in kürzester Zeit aus dem Boden geschossenen Plattenbauten mit über 4000 Wohneinheiten bezogen fast ausschließlich Be-

schäftigte des Braunkohlenwerks Berzdorf sowie des Kraftwerks in Hagenwerder.

Für damalige Verhältnisse lebten wir dank der Wohnungsbaupolitik der DDR in luxuriös ausgestatteten und trotzdem bezahlbaren 48 Quadratmetern, beheizt mit Fernwärme. Ein Bad mit Badewanne und WC sowie der Balkon, obwohl täglich von Kohlestaub geschwärzt, beglückten meine Eltern. Ich wiederum genoss die unzähligen Möglichkeiten, Freundschaften zu schließen. Schon früh am Morgen strömten aus allen Hauseingängen Kinder und liefen in nahe gelegene Kindergärten oder Schulen. Nachmittags trafen sie sich – ohne vorherige Terminvereinbarung per SMS oder WhatsApp – auf nicht TÜV-geprüften Spielplätzen. Und erst wenn die Straßenlaternen angingen, standen sie still, unsere schmutzigen Füße, die Schaukeln, die Wippen, die Karussells.

In den folgenden Monaten zogen sie alle in unser Wohngebiet: Großeltern, Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen. Diese Nähe schuf ein unsichtbares Sicherheitsnetz. Fiel einer, fingen die anderen ihn auf. Behütet aufzuwachsen, welch wärmendes Gefühl!

Da nur das Oberhaupt der Familie einen Führerschein mit zugehörigem Pkw Wartburg 311 besaß, nutzte der Rest der Verwandtschaft neben der Beinkraft vor allem öffentliche Verkehrsmittel, um größere Strecken zurückzulegen. So auch meine Mama. Jeden Morgen 6.00 Uhr brachte sie

der Werksbus, mit Zwischenstation am Kindergarten, nach Berzdorf an ihren Arbeitsplatz. Vor 16.00 Uhr war nicht an eine Rückfahrt und die erneute Zwischenstation am Kindergarten zu denken. Meine Erinnerungen an endlos lange Tage in einer Einrichtung in Alt-Weinhübel beschränken sich auf furchtbar harte Schlafpritschen, abscheulichstes Kürbiskompott sowie den täglichen Pflasterwechsel auf meinen Beinen und Armen. Denn ich fiel ständig. Über Bordsteine, Türschwellen, Baumwurzeln, Grashalme, sogar über nicht vorhandene Hindernisse.

Zum Glück galt in der Deutschen Demokratischen Republik das Konsumgut „Pflaster“ keineswegs als Mangelware. Neue Hosen schon. So wurde an den durchlöcherten Exemplaren gekürzt, was noch zu kürzen war, gestopft, was sich noch stopfen ließ.

Das tägliche Vernichten der in dieser Zeit von Mädchen wie Jungen getragenen Kinderstrumpfhosen aus DEDERON-Silastik ließ zwar unsere Haushaltskasse schrumpfen, schenkte meiner Mama jedoch Zeit. Denn das mühsame Waschen mit Schüssel und Waschbrett blieb ihr fortan erspart.

In den frühen Jahren meiner Kindheit spürte ich, dass tief in mir ein Tier der Gattung „Selbstbewusstsein“ schlummerte. Es versteckte sich regungslos hinter Unsicherheit, Unerfahrenheit und Aufregung. Um es zu wecken und ihm die Freiheit zu schenken, fehlten mir Mut und Stär-

ke. Meine Mutter mied zwar aus Respekt jeden Kontakt zu Tieren, aber mit dem in mir wohnenden nahm sie es auf. Und die Befreiung gelang:

Ich kam mal wieder heulend vom Spielplatz nach Hause. Das geschah nicht nur einmal am Tag. Mama fragte: „Was ist denn jetzt schon wieder?“ Schluchzend erzählte ich: „Der Frank hat mir meine Schaufel weggenommen und sie im Sandkasten vergraben.“ Genervt drohte meine Mama: „Wehr dich! Kämpfe! Schrei raus, wenn dir etwas nicht gefällt. Und wenn du noch einmal wegen so etwas heulend nach Hause kommst, gibt es zur Strafe eine heftige Ohrfeige.“ Ohrfeige? Was sollte denn bitte eine Ohrfeige sein? Der Gesichtsausdruck meiner Mutter verriet mir, dass diese Feige nichts Gutes verhieß. Vielleicht wuchs sie ständig heulenden und petzenden Kindern an Ohr oder Nase. Sie machte mir Angst, diese Ohrfeige.

Am nächsten Morgen nahm ich meinen gelben Eimer in die Hand und marschierte zum Spielplatz. Frank saß ahnungslos im Sandkasten. Er rechnete zwar mit mir, aber nicht mit dem in mir erwachten Tier „Selbstbewusstsein“, das bereits zum Sprung aus dem Käfig angesetzt hatte. Um es endgültig zu befreien, trat ich erst vor Frank und anschließend gegen sein Schienbein. Überrascht von mir selbst rannte ich mit Herzklopfen schnurstracks zur Schaukel und beobachtete aus sicherer Entfernung seine Reaktion. Frank war geschockt, grub sofort meine Schaufel wieder aus

und übergab sie mir mit der Frage: „Wollen wir zusammen wippen gehen?“ Ich war baff. Das hatte tatsächlich funktioniert. Ich nahm mir vor, diesem Tier häufiger Auslauf zu gewähren. Keine Angst, ich trat von nun an nicht täglich Kinder. Doch zu fühlen, dass ich auch als Vierjährige imstande war, Geschehnisse zu beeinflussen, die Unzufriedenheit in mir auslösten, schenkte mir fortan mehr Selbstvertrauen.

An dem Auszug meines Vaters im Jahre 1972 aus der gemeinsamen Wohnung war ich weder bereit, noch in der Lage, etwas zu ändern. Er hatte bis dahin in meinem Leben kaum eine Rolle gespielt, und das galt auch für die Zukunft. Als er ging, war es eben so.

Schlimmer traf mich, dass meine Mama es wagte, mir 12 Monate später den neuen Mann an ihrer Seite vorzustellen. Ein neuer Mann? Ein neuer Papa? Warum? Den Luxus der ungeteilten Aufmerksamkeit zu genießen, fiel mir keineswegs schwer. In meinen Augen waren wir zwei Frauen das perfekte Duo. Und Federball und Mühle kann man sowieso am besten zu zweit spielen. Also, wozu brauchten wir einen Mann? Ja, ich weiß. In dieser Angelegenheit hatte auch meine Mutter ein Wörtchen mitzureden. Leider. „Lerne ihn doch erst einmal kennen“, bat sie mich. Doch bevor ich dem Treffen zustimmte, quälte mich die Frage: „Wo hast du den denn eigentlich gefunden?“ Mit leuchtenden Augen antwortete Mama: „Er heißt Gert. Und kennen-

gelernt haben wir uns im BKW. Er absolviert dort gerade seinen Wehrdienst.“

Mich zu wehren hatte ich ja gelernt, und so trat ich am Tag seines Kommens in den Sitzstreik. Nach dem Eintreffen des Eindringlings hockte ich eine geschlagene Stunde wortlos unter unserem Wohnzimmertisch. Dann zog er die hinterhältigste Geheimwaffe in Form einer wunderschönen und knallbunten elektrischen Spielzeugeisenbahn aus einem mitgebrachten Karton. Fieser ging es nicht. Nun musste ich mir vor seinen Augen die Blöße geben, unter dem Tisch hervorzukriechen, um mich zu ergeben. Um wenigstens etwas Charakter zu zeigen, gab ich diesem Gert mit Blicken zu verstehen, dass ich keineswegs bereit war, jemals auch nur ein Wort mit ihm zu wechseln. Nur Stunden später trafen er und ich ein stilles Abkommen: Miteinander statt gegeneinander. Warum ich mich unterwarf? Ganz einfach. Wir liebten beide dieselbe Frau. Die Tatsache, meine Mama glücklich zu sehen, überzeugte mich.

Da mir Gert nur alle zwei Wochen den Schlafplatz neben meiner Mutter wegnahm, fühlte ich mich dennoch als Sieger. Warum er so selten auftauchte? Zu damaligen Zeiten wurde nicht nur von Montag 7.30 Uhr bis Freitag 13.00 Uhr die Republik vor bösen Feinden geschützt. Da hieß es, rund um die Uhr dem Vaterland zu dienen. Und während seines Grundwehrdienstes bei der BDVP, also der Polizei, erst recht geschützt!

„Warum klingt es eigentlich so komisch, wenn Gert redet?“, fragte ich eines Tages meine Mama. Sie erklärte mir, dass Gert in Radebeul zu Hause sei und man dort Sächsisch spreche. Sächsisch? Ich redete schon immer gern und viel zu viel. Aber dieses peinliche Sächsisch wollte ich nie sprechen. Dann doch lieber schweigen.

Ich schweigend? Das wünschte sich zunehmend meine Lehrerin Frau Wenske, die mich im Jahr 1975 in ihre Klasse aufnahm. Das Lernen bereitete mir keine Probleme. Ich wusste viel, aber eben auch alles besser. Mein sich stets und ständig einbringendes Mundwerk bestrafte Frau Wenske auf dem Halbjahreszeugnis der 1. Klasse mit dem Vermerk: „Im nächsten Schulhalbjahr muss sich Heike bemühen, ihre Schwatzhaftigkeit im Unterricht abzustellen.“ Anfangs war ich enttäuscht von meiner Lehrerin und ihrer mit Füller in Schönschrift festgehaltenen Beleidigung. Immerhin rief ich ja nicht irgendetwas in die Stille des Unterrichts, nein, als hilfsbereiter Jungpionier übernahm ich gern aus der vorletzten Reihe die Kontrolle über alle vor mir Sitzenden. Wenn sie nicht sah, dass Maik wieder mal nicht das Löschblatt unter seine zu beschreibende Zeile hielt, gab ich ihr einen Tipp. Schaute Silvio während der Mathematikarbeit unaufhörlich zu seiner Banknachbarin, blieb mir gar nichts anderes übrig, als Frau Wenske darauf hinzuweisen. Jetzt fragt sich wohl so mancher, wie beliebt ich in der Klasse war. Sehr! Weiß der

Teufel warum. Auf jeden Fall wurde mir recht schnell bewusst, welche Macht eine Lehrerin eigentlich besaß. Sie konnte und durfte Menschen bewerten, Fehler mit Rotstift markieren, ihnen vor der gesamten Klasse Lob und Tadel aussprechen und deren Stärken sowie Schwächen für jeden lesbar zu Papier bringen. Für all das wurde sie nicht bestraft oder gemaßregelt. Ich durfte als Kind nie laut aussprechen, wenn ich jemanden total doof fand. Auch durfte ich im Treppenhaus nicht rufen, dass dem Herrn Fischer bald ein Elefantenohr wuchs, weil er immer an Türen lauschte, bei Tante und Onkel nicht äußern, dass jedes Essen bei ihnen abscheulich schmeckte, vor allem die Ochsenschwanzsuppe. Negative Meinungsäußerung wurde ich erst auf dem Nachhauseweg hinter vorgehaltener Hand los. Das gehörte sich so. Aber Frau Wenske durfte auf meinem Zeugnis niederschreiben, was ihr an mir nicht passte, was sie an mir doof fand. Das wollte ich auch dürfen. Also blieb mir nur eines: weiterhin in der Schule gut aufzupassen, um später selbst Lehrerin zu werden. Beharrlich, wie ich war, setzte ich diesen Plan 13 Jahre später in die Tat um. Doch auch im Alter von 7 Jahren fand ich eine Möglichkeit, meinen Gefühlen und Bedürfnissen freien Lauf zu lassen. All meine Puppen und Kuscheltiere mussten erhalten und die ständigen Maßregelungen und Belehrungen ihrer strengen Lehrerin ertragen. Wenn sie sich während des Unterrichts

von ihrer besten Seite zeigten und nicht mit dem Banknachbarn quatschten, ihren Rücken durchstreckten und wissbegierig die Augen offen hielten, bekamen sie auch mal ein Bienchen in ihr „Muttiheft“. Mit größtem Ehrgeiz vermittelte ich Wissen, setzte Regeln um oder wertete in Form von Zensuren oder Beurteilungen. Diese wurden sorgfältig in mein selbst gebasteltes Klassenbuch eingetragen. Ich war wirklich eine gute Lehrerin. Keine meiner Puppen und keines meiner Kuschtierchen fiel mir je ins Wort oder widersprach gar. Beeindruckt und zugleich hochkonzentriert folgten sie mit weit aufgerissenen Augen dem Geschehen. Ob dies an meiner interessanten Unterrichtsführung oder an meinem respekt einflößenden Wissen lag?

Um dieses zu erweitern, trat ich jeden Morgen stolz und motiviert den Weg zur nahe gelegenen Schule an. Jedoch nie allein. In einem Neubauviertel war es unkompliziert, Freundschaften zu schließen. Wir mussten uns dabei nicht auf das Organisationstalent unserer Mütter verlassen, sondern liebten oder hassten höchstpersönlich Auserwählte.

Nach Unterrichtschluss trugen wir Schüler alle Tische und Bänke aus dem Klassenzimmer in die Gänge der Schule, um Mittagsschlaf halten zu können. Oder zu müssen. Mittagsschlaf war Pflicht. Natürlich nicht für mich. Als selbst ernannter Kontrollprofi musste ich doch aufpassen, ob all die anderen Mädchen und Jungs meiner

Klasse die Augen fest geschlossen hielten. Leider war die Horterzieherin Frau Hettwer nicht bereit, mir die Verantwortung für 31 Schläfer zu übertragen. Zweifelte sie etwa immer noch an meinen Kompetenzen?

Einmal in der Woche wartete ich nach Schulschluss an der Haltestelle des Werksbusses auf meine Mutter. Anschließend führte uns unsere Sucht in die Kaufhalle. Hier gab es jeden Donnerstag frische Windbeutel mit extra viel Schlagahne. Lecker! Diese kleinen Kunstwerke verschlangen wir, kaum zu Hause angekommen, ganz ohne Besteck direkt aus der Papierverpackung. Als Kind war ich nie ein guter Esser, doch für diese Leckerei wäre ich sogar freiwillig einmal oder gar zweimal mit Rolf zur Schule gelaufen.

Verzeih mir, Rolf!

In Weinhübel gab es neben unserer Kaufhalle noch einen Fleischer, einen Bäcker sowie eine Ladenstraße mit Friseur, Kurz- und Schreibwarengeschäft, Eisdielen und Bierausschank. Für größere Anschaffungen fuhr man mit der Straßenbahn Linie 1 ins Zentrum der Stadt Görlitz und besuchte dort das weltweit bekannte Warenhaus am Demianiplatz. Wenn ich in diesem wunderschönen Jugendstilgebäude unter der Glaskuppel und den glitzernden Kronleuchtern stand oder auf den freitragenden Treppen von Etage zu Etage schritt, fühlte ich mich wie eine Prinzessin in einem Märchenschloss und einfach

verdammte wohl. Ja, ich war hier glücklich, in Görlitz, in Weinhübel, in unserem Neubaublock, in der Straße der Bauschaffenden, in unserer Wohnung im 2. Stock.

Doch genau hier, in dieser Idylle, verpasste mir das Leben einen ersten derben Hieb. Viel zu früh, um spüren zu müssen, was es bedeutet, Schmerzen zu ertragen und unter Ängsten zu leiden. Viel zu früh, um spüren zu müssen, wie kindliche Leichtigkeit von der Wucht des Schicksals erdrückt wird. Mein Körper, er rebellierte, und das keinesfalls aufgrund des geplanten Umzugs nach Radebeul.

~~~

Alles begann an einem Tag Mitte Januar 1977. Nachdem ich mich in der Schule übergeben hatte, wurde meine Mutter benachrichtigt. Aufgrund unseres innigen Verhältnisses spürte sie bei meinem Anblick sofort, dass ärztliche Hilfe nottat. Also ab zu Dr. Schulz. Zu Fuß! Schritt für Schritt näherten wir uns der Poliklinik. Im Wartezimmer sitzend erinnerte sich meine Mama an ihre Kindheit und daran, dass ihr Körper im gleichen Alter ähnliche Symptome gezeigt hatte. Von diesen Erinnerungen und der daraus resultierenden Blinddarmoperation berichtete sie auch Dr. Schulz. Dieser fühlte sich jedoch frech bevormundet und erklärte, dass eine Blinddarmentzündung keinesfalls eine genetisch bedingte

Erkrankung sei. Nach einer zeitlich äußerst begrenzten Untersuchung hieß es abschließend: „Ihre Tochter leidet an einem simplen Magen-Darm-Infekt.“ Mit einem unguuten Gefühl im Bauch trat nicht nur ich den Heimweg an. Auch meine Mama schien keineswegs beruhigt zu sein. Warum sie an der Diagnose zweifelte? Bei liebenden Müttern läuten so lange die Alarmglocken, bis ihnen Herz und Bauch Entwarnung melden. Und dies war noch nicht geschehen.

Die folgenden Tage verbrachte ich ausnahmslos im Bett. An Genesung war nicht zu denken. Ganz im Gegenteil. Mir ging es zunehmend schlechter. Körper und Seele forderten Dunkelheit und Einsamkeit ein. Essensgeruch erzeugte Übelkeit, jede Bewegung Schmerzen. Als ich am Abend nach Geschichten über den Tod fragte, wusste meine Mama, dass ihr Herz und ihr Bauchgefühl sie nicht getäuscht hatten. Mit mir auf dem Arm ging es am Morgen wieder zum Arzt. Wieder zu Dr. Schulz. In Weinhübel gab es nun mal nur diese eine Poliklinik. Im überfüllten Wartezimmer angekommen, standen sofort einige Patienten von ihren Stühlen auf. Sie sahen mir an, wie schlecht es mir ging. Nur Dr. Schulz nicht. Er bewies meiner Mutter anhand eines simplen Tests nochmals die Haltlosigkeit ihrer Vermutung. „Sehen Sie, das Kind kann Kopf und Knie problemlos zum Bauch führen. Also kann man keinesfalls eine Blinddarmentzündung als Grund für das Unwohlsein Ihrer Tochter benen-

nen.“ Unwohlsein. Welch ignoranter A...! Nach Schilderung aller Krankheitssymptome konnte wohl nicht mehr von Unwohlsein gesprochen werden. Doch uns blieb nichts anderes übrig, als abermals mit der Diagnose Magen-Darm-Infekt den Heimweg anzutreten. Diesmal hatte meine Mutter nicht nur ein ungutes Gefühl, sondern auch Wut im Bauch. Und Angst um mich. Diese Angst ließ sie die Entscheidung treffen, einen Krankenwagen zu rufen. Doch das war schneller gedacht als getan. Am Vormittag waren kaum Mitbewohner zu Hause, schon gar nicht die privilegierten, die ein Telefon besaßen. Die mussten ja schließlich im sozialistischen Arbeitsalltag ihrem Mann stehen. Nur nicht Herr Wiesner. Er war unser Nachbar und zu der Zeit krankgeschrieben. Die Tatsache, dass Herr Wiesner sich auf dem Weg der Besserung befand, ließ uns schlussfolgern, dass sein behandelnder Arzt keinesfalls Dr. Schulz hieß.

Ein alter Barkas B1000, also der Krankenwagen, stand binnen 15 Minuten vor unserer Haustür. Mit erbärmlicher Ausstattung. Diese Wertung entsprang keineswegs meinem Kopf, sondern meinem Körper. Der war nämlich damit beschäftigt, die Schmerzen, die das historische Fahrge- stell sowie die ebenso historischen Straßen der Stadt Görlitz erzeugten, irgendwie zu ertragen. Meine Mutter saß neben mir und spürte, wie sehr mir all die Erschütterungen zu schaffen machten, wie schlecht es mir ging. Hilfe war